

Aus Masaryks Schriften

Werktätige Liebe

Vorerst also in der Tat nichts Neues, sondern die alte, anerkannte Grundlage der Sittlichkeit: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wer ist der Nächste? Wir sprechen vom Humanitätsideal; ich akzeptiere dieses Ideal. Es hat für uns einen doppelten Sinn. Vorerst: das Ideal der Menschlichkeit, ein Mensch sein. Zweitens: die Rücksicht auf die Mitmenschen in der weitesten Ausdehnung.

Allein die Humanität als Liebe der Menschheit in weitester Ausdehnung wird leicht abstrakt, sie existiert dann in der Phantasie, nicht in Wirklichkeit. Die Liebe muß sich auf einen bestimmten Gegenstand konzentrieren können. Alle auf gleiche Weise lieben, kann man nicht; wir suchen uns die Gegenstände unserer Liebe aus und müssen dieselben auswählen. Wir müssen ein bestimmtes Ziel haben. Und darum muß uns der Nächste, wenn anders die Liebe zu ihm praktisch, werktätig sein soll, tatsächlich nahe stehen und so, ist jedem Mutter, Vater, Bruder, Schwester, Weib, Kind — der Nächste. Wir haben noch keine Ahnung davon, was man in dem engen Kreise wirken kann, den wir zu lieben glauben. Ich bitte: prüfe jeder sich selbst und beobachte sich selbst und beobachte sein Verhältnis zu den ihm nächsten Personen, und wir werden oft erschrecken, wie wenig wir dieselben kennen und wie wenig wir dieselben in Wirklichkeit lieben. Zumindest kann man nicht behaupten, daß man das liebt, was man so wenig kennt. Die Nächsten der Nächsten wären uns allen die Kinder. Schon lange steht geschrieben: „Ehre deinen Vater und deine Mutter!“ Ich glaube, hinzuzufügen zu sollen: und habe Achtung vor der Seele deines Kindes! Denke an die kommende Generation! Wohl will die Liebe gegenständig sein, aber sie darf bei der Gegenseitigkeit nicht halt machen.

Dem Mann ist das Weib, dem Weib ist der Mann der Nächste. Dieses so intime Verhältnis muß die wahre Liebe in der werktätigsten Art heiligen. Das Weib sei dem Manne völlig ebenbürtig, nur der physische Unterschied soll anerkannt sein: das Weib ist schwächer.

Wenn das Humanitätsideal im Hinblick auf die gesamte Menschheit zu unbestimmt wird, wird es etwa dadurch bestimmter, daß wir die Liebe zum eigenen Volke predigen? Ist nicht auch das Volk eine noch zu unbestimmte und nur allgemeine Idee. Sie ist weniger allgemein, als das Menschheitsideal, aber der Mehrheit der Menschen zerfällt auch das Nationalitätsideal in vage Allgemeinheit und schließlich liebt man nur sich selbst. Und was heute im Namen der Nation, wie in dem der Menschheit, zusammengeflohen wird!

Die Liebe, die Humanität muß positiv sein. Oft hält man den Haß gegen ein zweites Volk schon für Liebe zum eigenen Volke. Weit höher ist es, keinen Haß zu fühlen, sondern

positiv zu lieben. Ich werde nicht darüber streiten, ob man etwas fremdes ebenso lieben könne, wie das eigene. Zum Beispiel, ein fremdes wie das eigene Volk lieben. Das zu fordern wäre unnatürlich, aber gewöhnen wir uns, unser Volk, die Familie, die eigene Partei, wen immer positiv, das heißt ohne den Hintergrund des Hasses zu lieben und eine ganz neue Welt wird sich uns auf tun.

Die Liebe muß werktätig sein. Wir müssen für den Nächsten etwas tun, für ihn arbeiten. Aber das unruhige, aufgeregte Suchen und Zummeln ist keine Arbeit; ruhig, zielbewußt soll die Arbeit sein. Heute wird die Arbeit schon hoch und überall geschätzt. Doch kann auch die Nichtarbeit Arbeit sein; ich denke da an den Ausspruch Nilsons: Die nur stehen und warten, sie



Der Wahrheit-Künder

Die Wahrheit muß herfür, zu gut Dem Vaterland, das ist mein Mut. Kein ander Ursach ist, noch Grund, Drum hab ich aufgetan den Mund.

Die Lügen wollen wir tilgen ab, Anj daß ein Licht die Wahrheit hab'.

Von Wahrheit will ich nimmer lan, Das soll mir bitten ab kein Mann. Auch schafft, zu schrecken mich, kein Wehr, Kein Bann, kein Aht, wie fast und sehr Man mich damit zu schrecken meint, — Ich hab's gewagt!

Ulrich von Hutten



dienen auch. Abzugeben auf das, was geschieht! Die Arbeit selbst ist nicht unser Ideal, der letzte Zweck, sie ist das Mittel. Und wenn wir aufrichtig sind, so werden wir alle gehen, daß wir möglichst viel freie Zeit haben wollen. Allerdings wird es sich darum handeln, was mit der „freien“ Zeit anzufangen.

Marx und Engels

Die Kraft und Originalität von Marx sehe ich in dem Versuche, die Dekonomie der Revolution dienstbar zu machen. Ueberhaupt entwickelt sich die philosophische Systematik Marx' nicht aus einem einigenden philosophischen Prinzip heraus, sondern aus dem durch die objektive Welt bestimmten Willen, aus der Energie der Negation — Marx ist der verkörperte Gegensatz, die lebendige Negation der Negation. —

Zu Engels bin ich unabhängig von Marx durch Dühring gekommen. Als Anfänger habe ich auf der Universität gehört, Dührings Geschichte der Philosophie sei ein gutes Gegengift gegen allzu gelehrte Philosophie. Nun ist Dühring nicht so sehr Gift, als giftig — indes das ist Nebensache; mich interessierte, zu erfahren, was Engels gegen Dühring zu sagen hat. Um gleich alles zu sagen: an Engels fand ich mehr Gefallen als an Marx. Wohl habe ich eingesehen, wie er in den philosophischen Grundlagen ungenau, häufig genug oberflächlich ist; doch darauf kommt es nicht immer an. Andere sind gründlicher und doch unbedeutend. Engels imponiert mir als philosophischer Selbmademan.

Mir gefällt Engels' Ergabigkeit gegen Marx, wie ja ihre fast 40jährige gemeinsame Arbeit ein schönes Beispiel wissenschaftlicher Freundschaft ist. Das spricht für beide. Nicht bloß für ihren Charakter, sondern auch für den Ernst ihrer Arbeit.

Engels ist neben Marx keineswegs der Schwächere. Marx ist wohl stärker im Kritizieren, Engels ist weicher, ich meine intellektuell weicher, aber er ist vielseitiger, umfassender. Er ist auch als Mensch gemüthlicher. Am höchsten schätze ich seine Schrift über die Familie. Mag er da nur Morgan und Maurer verarbeiten — diese Bearbeitung im Einklang mit den Prinzipien des historischen Materialismus verrät eine bedeutende Stärke und Originalität. Engels lieferte hier für die Geschichtsphilosophie, was Marx in der Dekonomie vergeblich anstrebte — ein ziemlich harmonisches, einheitliches Ganzes. Auch der unter dem Titel „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ separat herausgegebene Teil des Anti-Dühring ist ein sehr gelungenes Schriftchen. Aber auch der Anti-Dühring ist eine lebendige und fruchtbare Schrift. Auch die Broschüre über Feuerbach ist trotz einer gewissen Oberflächlichkeit für den Aufbau des Marxismus bedeutend genug. Engels ist weniger negativ als Marx.

Auf Engels wirkte in höherem Grade und nachhaltiger als auf Marx Fourier ein. Ich glaube, das ist für Engels charakteristisch — in ihm ist mehr Poesie. Er ist eben gemüthlicher. Für die Verbreitung und Befestigung des Marxismus hat Engels meines Erachtens nach mehr getan als Marx. Sein Einfluß auf die Jüngeren ist überall sichtbar.

Für die Erkenntnis und für das Verständnis der wahren Bedeutung des Sozialismus, für die Erkenntnis und für das Verständnis der sozialen Arbeiter- und Proletarierfrage haben Marx und Engels sehr viel geleistet — ihr Verdienst kann in dieser Hinsicht nicht hoch genug geschätzt werden. Marx und Engels haben der Klasse der Arbeiter alle wichtigen Zeit- und Lebensfragen vorgelegt und diese Klasse zur theoretischen und praktischen Lösung dieser Fragen angeregt und angeleitet — das ist eine große Leistung und verdient warme Anerkennung.

An vergessenen Plätzen

Das Marx-Grabmal in Highgate vor dem Verfall — Wo Lydia Engels begraben liegt — Die letzte Gefährtin des Meisters

Jeder Arbeiter auf dem weitausläufigen Friedhofe von Highgate weiß, wo sich das Karl-Marx-Grab befindet. Man hat also keine große Mühe, zu ihm zu gelangen. Es kommt das daher, daß nicht nur im März, zum Todestage des Altmeisters, sondern auch dann und wann im Laufe des Jahres sich Besucher einstellen, um der letzten Ruhestätte Margens ihre Reverenz zu erweisen. Um so erstaunlicher ist man, das Grab in einem Zustande zu finden, der nicht nur höchst unwürdig, sondern auch bedrohlich ist. Die marmorne Einfassung des Hügelns ist an der einen Seite geborsten und wird ganz auseinanderfallen, wenn nicht sehr bald etwas geschieht, überdies aber liegt das ganze Grab an einer Senkungsstelle, in deren unmittelbarer Nähe die Erde sackt: bei jedem stärkeren Niederschlag gerfällt der Platz mehr, und der Tag ist abzusehen, wo er ganz wird erneuert werden müssen. Das Grab selbst bot sich uns in völlig ungepflegtem Zustande dar. Keine Blume schmückte es. Kein noch so bescheidener Pflanzenteppich lag darüber. Niemand kümmert sich darum. Für ein einziges englisches Pfund könnte man auf lange Zeit hin Abhilfe schaffen. Man begreift nicht, daß die reiche Labour Party eines an Traditionengefühl so gesättigten Landes nicht die Verpflichtung spürt, eine für die Geschichte der gesamten Arbeiterbewegung so bedeutungsvolle Erinnerungstätte unter ihren Schutz zu nehmen. Möge dieser Hinweis genügen, um das Verfallene nachzuholen.

Daß ein solcher Hinweis angeht, daß es sich bei der größten Stadt der Welt, — bei London um eine von der Arbeiterpartei regierte Stadt handelt, versteht man nur, wenn man sich widerwillig mit dem Umstände vertraut gemacht hat, daß nicht sehr viele Menschen in London wissen, wer Karl Marx überhaupt war. Sozialismus ist eine in England viel diskutierte Sache: von Marxismus weiß man kaum etwas. Der Mann auf der Straße hat nie etwas davon gehört, daß es in London war, wo die Anfänge der Internationale sich bildeten, wo Marx und Engels das kommunistische Manifest erdichteten, und wenn hier und dort einer, der sich intensiver mit den Dingen beschäftigt, wirklich den Namen Marx schon irgendwo gelesen hat, — von Engels weiß er bestimmt nichts. Daher ist es nicht ungewöhnlich, daß man sich ziemlich umtun muß, um Erinnerungstätten für Friedrich Engels zu finden, der am 5. August 1895 in London gestorben ist. Ein Grab gibt es nicht, denn er hat seine Asche ins Meer verstreuen lassen. Aber es lebt in London noch heute die Frau, die die letzten fünf seiner Lebensjahre um ihn gewickelt hat, Louise Freyberger, von der auch kein Mensch weiß, und so gibt es einen Ort, wo das Gedenken an einen großen Menschen Tag um Tag lebendig ist. Louise Freyberger, heute 78 Jahre alt, hat uns in voller geistiger Frische nicht nur vieles aus dem reichen Schätze ihrer Erinnerungen erzählt, sondern auch den Weg gewiesen, um wenigstens das Grab von Lizzie aufzufinden: der Frau, die Engels auf ihrem Sterbebette geheiratet, und die als Nachfolgerin ihrer von ihm so geliebten Schwester Mary Burns von 1863 bis 1876 mit ihm gelebt hat.

Als Marx starb, hatte Engels wohl die Grabrede zu halten, aber die Anordnungen des Begräbnisses waren Sache der Familie. So hat man in Highgate nur eine Marmoreinfassung

für den Hügel geschaffen, auf der eine Urne für Blumen den einzigen Schmuck bildet. Zu Häupten liegt ähnlich einem Kopfstücken die Platte, auf der die Namen Margens, seiner Frau und der im selben Grabe ruhenden Harth Longuet und Helene Demuth sowie deren Geburts- und Sterbedaten verzeichnet sind. Engels war praktischer: er hat das Grab seiner Lizzie mit einer einzigen großen Platte zugebedt. So konnten wir es auf dem Friedhofe von Kensal Green auffinden, wo es, völlig überwuchert von Unkraut, verborgen auf dem bereits Jahrzehnte unbenutzten Teile des Friedhofes lag. „In memory of Lydia, Wife of Friedrich Engels, born Aug. 6 th 1827, died Sept. 12 th 1878“ steht auf dem Steine. Ihn hat Engels besucht, solange er den Weg machen konnte, schon damals hat er keinen teilnehmen lassen an diesem Teile seines Lebens, weil er zu bitteren Erfahrungen gemacht hatte mit den Spießern und Muckern. Dann ist das schützende Gras über das Grab gewachsen, das niemand kennt. . . .

Louise Freyberger, die in völliher Zurückgezogenheit noch immer in Regent's Park Road wohnt, wo natürlich keine Gedenktafel das Haus

bezeichnet, in dem Engels so lange gelebt und gewirkt hat, (es ist ja auch viel wichtiger, daß der Kriminalkittfabrikant Edgar Wallace eine bronzene Tafel an sein Haus bekommen!) steht an der Grenze eines Lebens, das noch das Heroenzeitalter der sozialen Bewegung teilnehmend gesehen hat: an einem Profil von historischer Prägung, in einer Haltung, die man nie vergessen wird, drückt sich das sichtbar aus. Eine wunderbare, unerhört gebildete Frau, der Mensch, der mit Friedrich Engels die letzten Zeile des „Kapital“ hat herausgehen sehen, geholfen hat, die Korrekturen zu lesen, mit in Zürich war 1893, dem bis zum letzten Atemzug schaffenden Meister rechte Hand, Besorgerin und Gefährtin war, dieser Mensch wirkt in seiner ruhenden Art wie ein leuchtendes Denkmal einer größeren Zeit. Nach vielen Stunden, in denen unser Leben um ebenjohliche Jahre bereichert scheint, verlassen wir sie mit dem Wunsche, sie möge noch lange Zeit in so ungebrochener Frische denen bleiben, die ihr für die Bewahrung eines so herrlichen Erinnerungsschatzes dankbar sind.

Walter Victor.

Herbst — in Gottes eigenem Lande . . .

San Diego, Kalifornien.

Pföhllich fröstelt es dich. Ein leiser Schauer rinnt dir über den Rücken, wie ein kalter Wassertropfen, oder wie ein Tausendfüßler. Du hältst inne. Die Laften, die noch soeben lustig vom ewigen Frühling geklappt haben, erstarren unter dem kalten Luftzug und verstummen. Nur ein pflichtgetreuer Arm hebt sich empor. Er will durchaus einen Punkt nach dem Frühling setzen — doch sinkt er kraftlos zurück. . . .

Da merkst du, es ist Herbst. Auch hier. (In God's own country . . .) Freilich, sie haben ihm die Farbe genommen, die kraftvoll-fröhliche Bunttheit. So blieb nur die Trauer. Du blidst auf und hörst jetzt eben das Rascheln des Windes in den trockenen Ahornblättern. Braun und berstigt klattern sie zur Erde, häßliche Schmetterlinge. Unbekannte Früchte fallen nachts mit dumpfem Schlag auf den ausgedursten Boden und der große, weiße Strauß ist abgeblüht. Seine jummenden Gähne haben ihn verlassen, wie die Touristen Kalifornien. Ein Kolibri umschwirrt einsam den Pfefferminzstrauch und ein Blaudich äugt neugierig vom weißen Zaun. Da steigt die Erinnerung in deine Kehle, wie ein vergessenes Weinen und wenn es nicht gar so vergeblich wäre, so fragtest du: Warum das alles, warum — ?

Warum diese Einsamkeit, warum diese Traurigkeit, warum der Kampf — hier und dort und überall? Aber, ach, wer soll dir darauf antworten, auf so abstrakte Fragen und überhaupt — geht dir nicht gut? Während du privaten Gefühlen nachhängst und auf ein verschollenes Schluchzen horchst, surren Flieger und rattern Maschinengewehre, verröcheln tausende Menschen im Todeschrei. Irenen Kinder und Frauen zwischen den Ruinen zerstörter Städte. Wen suchen sie? Den Vater? Den Gatten — den Bruder? Doch was es auch ist, ob es die Liebe ist oder die Güte — sie werden eine Leiche finden. Und mit ihr wird mehr gestorben sein, als bloß ein Mensch.

„Was kümmern Sie denn die Vorgänge in Spanien?“ fragte mich einer. „Haben Sie vielleicht Verwandte in China . . . Ich dachte, Ihre Leute leben in Wien?“ Ja, so ist er, der Amerikaner, so unbekümmert, kinobeflissen und kindlich aufrichtig. Was außerhalb seiner Welt

geschieht, geht ihn nichts an — die Hauptsache ist, daß er nicht zusammenstößt.

Für ihn gibt es viel aufregendere Dinge. Zum Beispiel, daß in diesem Lande eine Unzahl von gefeßlichen Kinderehen existieren, welche Tatsache erst kürzlich aus den Hinterwäldern ans Tageslicht der Presse gelangte. — Oder daß Shirley Temple einen Weintrampf bekam, weil ihr Liebeshahn das Beißliche segnete. — Na, und weil wir gerade von Hähnen sprechen, da ist die Mrs. Gahn, eine eingewanderte Deutsche, die den Ehrenrittel Mrs. Blaubart erhielt, weil nicht weniger als 13 Herren, im besten Greisenalter, schon nach kürzester Zeit starben, als sie die liebe, gute Frau Gahn kennen lernten. (Die stets so um das Wohl alleinstehender, älterer und hochverheirateter Leute besorgt war. . . .) Dann der zehnte unaußgeklärte Lustmord, der sich innerhalb eines Jahres in der Nähe von San Diego ereignete. (Von den ausgeklärten gar nicht zu reden.) Er wurde in Palos Verdes verübt, einem gauzberhaften Punkt der pazifischen Küste. Rote Klippen, blaugrüner Ozean, silberne Wellenschleier und stilvolle Palmen — fürwahr, zu einem Lustmord der rechte Platz, hier kann man in Schönheit sterben. . . . Oder: James, der rothaarige Don Juan, seines Zeichens Barbier, der von seinen fünf Ehefrauen zwei umbrachte — die erste ertränkte er auf einem Weelendausflug in der Badewanne, die andere hand er auf dem Tisch fest und stieß ihren Fuß in eine Schachtel mit Klapperfliegen, ist schon fast dem Gedächtnis entschwunden. Doch wird er später in einem der zahlreichen „True Detective Magazines“, eine Sammlung üblicher Gangster und pornographischer Geschichten, seine Auferstehung feiern.

Herbst — Vergessen — Werden — Wunder der Natur — Boh, stop kidding! . . . Was sagen Sie zu dem Marine-Untersoffizier, der mit dieser bildschönen Niki-Suki, der japanischen Tänzerin, verlobt war und sie einfach erstach, weil sie sich mit seinem Freund einließ? . . . Nebenrigens, ist das nicht plantastisch? Der James hatte doch eine hm, Liaison mit seiner 18jährigen Nichte Louise — man konnte es ihm aber aus heiterem Himmel nicht nachweisen — wissen Sie, was die Versicherungsgesellschaft,

Sternschnuppen und Meteore

die eine Handhabe suchte, um den Barbier zu verhaften, tat? Sie ließ durch Privatdetektive ein Mikrophon unter dem Bett des Don Juans anbringen — — und Schallplatten aufnehmen! Genial, was? . . . Des Sir, Uncle Sam geht's his man . . . Na, und die Sache mit Simonne George? — Schaut sie nicht blendend aus? Ihr Vater ist ein französischer Kapitain, die Mutter eine Chinesin — ja, diese Risiklinge neigen meist zu kriminellen Handlungen — aber für zwei Millionen Dollar hat dieser Fraß Opium geschmuggelt und zweimal ist sie der Polizei entwischt! Auf dem Osoaki (oder wie der Dampfer heißt) haben sie sie endlich gekriegt. Aber nur, weil die Konkurrenz sie verraten hat . . . !

Dennoch ist es Herbst. Trotz Lustmord, Opium und Schallplattenaufnahmen aus Don Juans Schlafzimmer. Doch du willst es nicht glauben, was der Vorstand der Abteilung für ausländische Geschäften und Politik an der Universtity of Southern California sagte: Europas kulturgeschichtliche Rolle ist zu Ende! Amerika hat das Erbe angetreten. Hat es das? Wirklich? Ja, so wachsen einem die Knie der überm Kopf — — Da wäre es doch ein Einfaßes, sollte man meinen, sich hingucken, Papier und Bleistift zu nehmen und einen Strich zu ziehen; links steht A, das heißt Amerika, und rechts E, das heißt Europa. Dann zählst du die Plus und Minus jeder Kolonne auf. Na, und wo die positiven Größen überwiegen, dort bleibt du . . . ! Aber so einfach ist die höhere Mathematik des Lebens nicht. Denn hast du mit Müß und Not einen Unterschied errechnet — dann kommt die bislang unbekannte Größe des Gefühls und macht dir einen Strich durch die Rechnung. Denn auf die Vernunft ist kein Verlaß mehr, heutzutage. Und wer ist so philosophisch vermessend, um weiser sein zu wollen als das Leben? . . .

Man hält das Leben nicht auf. Sicherheit? Selbst wenn man den sprichwörtlichen Dachziegel nicht in Betracht zieht, ist die Anzahl der Erdenbürger, die seit Beginn dieses Kalenderjahres durch Autounfälle ihr sicheres Leben verloren, in Kalifornien bereits so groß, daß das Gefühl der Geborgenheit ziemlich herabgemindert wird. Der Lauf des Lebens wird nicht geändert. Trotz der wunderbaren Plakate und den zugkräftigen Schlagworten wird es auch in Kalifornien Herbst. Wer hier lebt, ist überlassen von der Unzulänglichkeit und dem Dilettantismus der Photographie, die bereits an Verlogenheit grenzt, wiewohl — oder weil — sie so naturgetreu reproduziert.

Es kommt nicht darauf an, ob der Himmel blau ist oder bewölkt, und wie die Wellen heissen, die ans Ufer schlagen. Viel wichtiger ist, was hinter dem plattblauen Himmel sich verbirgt und ob dir die Wellen etwas zu sagen haben. Doch photographiere einer Hintergründe — feilsche, geistige! Er müßte schon ein Gauguin, ein Van Gogh der Linse sein — aber damit wäre dem Fremdenverkehr wahrlich nicht gedient.

Wie gut, daß es Herbst wird, der dich von dem Nadelspiel der Buchstaben aufschauen und hinausfordern läßt auf ein Schluchzen, oder auf das Fallen der Früchte, dem Herzschlag der Natur.

Hanns Leo N e i d

**Andacht,
Sammlung heißt Rückblick,
Rückblick auf unser vergangenes Leben,
Anfragen bei sich selbst:
War ich so, wie ich sein mußte?
War ich so,
Wie ich sein wollte? E g i b y**

An den warmen Herbstabenden sieht man gern bis tief in die Dunkelheit hinein auf einer Bank im Freien oder macht wohl gar einen nächtlichen Spaziergang über die Felder. Da sieht man dann oft am Himmel plötzlich einen Stern kurz hell aufleuchten und mit oder ohne einen sichtbaren Schweif niedergehen. Ein weit verbreiteter Aberglaube besagt, daß ein Wunsch, den man in dem Augenblick hat, da man die Sternschnuppe bemerkt, in Erfüllung geht.

Manch neugieriges Mädchen begnügt sich aber nicht mit solcher Romantik und fragt ihren Freund, was denn nun eigentlich eine Sternschnuppe in Wirklichkeit sei, was denn da am Himmel eigentlich vor sich gehe. Vor solchen Fragen kommt auch ein gebildeter junger Mann leicht in Verlegenheit. Er weiß wohl etwas von Meteoriten und bringt sie gern der äußeren Erscheinung wegen mit Kometen in Zusammenhang, eine genaue Erklärung aber können die Iwenigsten geben. Das ist auch nicht so einfach, da sich hinter dieser populären Erscheinung eine ganze Reihe von astronomischen verbirgt, von denen durchaus noch nicht alle von der Wissenschaft gelöst sind.

Zunächst steht einmal unzweifelhaft fest, daß es keinesfalls Sterne sind, die wir da fallen sehen. Verglichen mit der Entfernung der Fixsterne und der unendlich viel geringeren der Planeten von der Erde, ja auch verglichen mit dem uns nächsten Himmelskörper, dem Mond, spielt sich der Vorgang, den wir in den Sternschnuppen beobachten, ganz in unserer unmittelbaren Nähe ab.

Zimmer entsteht nämlich die Erscheinung dadurch, daß ein kleiner Himmelskörper in die die Erde umgebende Luftschicht, die Atmosphäre, gelangt. Da er mit großer Geschwindigkeit durch die oberen Luftschichten faust, genügt die durch die Reibung mit der Luft entstehende Hitze, um den Körper zum Glühen zu bringen. Um welche hohen Temperaturen es sich dabei handelt, hat Muraour in seiner Theorie entwickelt. Wenn man nur eine Geschwindigkeit von 15 Kilometer in der Sekunde annimmt — und die meisten Meteore haben eine Sekundengeschwindigkeit von 50 bis 70 Kilometer — so kommt man theoretisch auf Temperaturen von 35.999 Grad! Es ist selbstverständlich, daß bei solchen Temperaturen kleinere Körper in kürzester Zeit restlos verbrennen. Von den Himmelskörpern, die wir in den Sternschnuppen vor unseren Augen verbrennen sehen, bleibt also nichts als ein wenig Gas übrig, das in der Luft verweht.

Nun sind das aber auch — und das erlaubt den Laien immer am meisten — Himmelskörper von kleinstem Ausmaße. Die meisten Meteore sind nur wenige Gramm schwer. Es ist also so etwas wie Himmelsstaub, der sich da in unsere Atmosphäre verirrt und in ihr verbrennt. Nur die geringe Entfernung von einigen Kilometern und die riesige Leuchtkraft bei der schnellen Verbrennung machen die größeren dieser Staubteilchen überhaupt für das bloße Auge sichtbar.

Neben diesen einfachen Sternschnuppen beobachtet man auch noch solche, die von einem leuchtenden Strich oder Schweif gefolgt sind. Diese nennt man auch Feuerkugeln oder Bolide. Manchmal ist dieses Phänomen auch noch von einer Deonation begleitet. Im Grunde ist das aber nichts anderes; es handelt sich nur um etwas größere Körper. Auch sie aber verbrennen während ihres Durchganges durch die Luftschicht restlos.

Gelangt aber einmal ein solcher Himmelskörper vor seiner vollständigen Verbrennung bis auf die Erde, dann nennen wir das einen Meteorstein. Ihre Masse schwankt zwischen Iwenigen Gramm und Millionen von Kilogramm. Ein großer Meteorstein kann aber auch in viele kleine Teile zerpringen; er kommt dann als Meteoritenregen auf die Erde.

Ueber die Häufigkeit der Sternschnuppen und Meteore kann man etwa folgendes Bild geben: bei Beobachtung durch das Fernrohr, mit dem man noch Helligkeitsgrade von 15ter Größe erkennt (entsprechend Sternen 15ter Größe, die mit bloßem Auge nicht zu sehen sind), sieht man alljährlich viele Millionen Sternschnuppen. Der Amerikaner Simon Neacomb hat berechnet, daß jährlich 146 Milliarden Sternschnuppen in den Bereich der Erdatmosphäre kommen.

Die Zahl der mit bloßem Auge sichtbaren Meteore ist wesentlich geringer. Zimmerin nimmt man an, daß bis Größe 4 immer noch 24 Millionen jede Nacht auf der ganzen Erde zu beobachten wären. Von der Größe 0, also sehr helle Sternschnuppen, sollen immerhin auch noch 300.000 pro Nacht vorkommen.

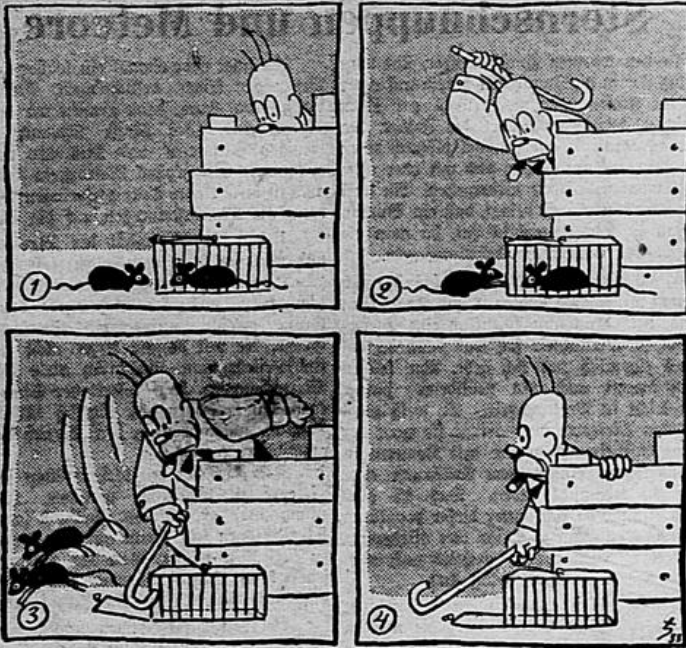
Bei den Meteorsteinen bewegen wir uns allerdings in viel kleineren Zahlen. Steine von etwa 10 Pfund Gewicht sollen in den Vereinigten Staaten 90 in einem Jahre herunterkommen. Steine von 7000 Pfund gibt es auf der ganzen Erde nur zwei in drei Jahren, und 50 Tonnen schwere Meteorsteine fallen etwa alle 80 Jahre auf die Erde.

Nun gibt es noch ganz seltene Vorkommnisse. Da fallen riesige Felsen glühender Massen auf die Erde, bohren sich infolge der ungeheuren Wucht des Falles Hunderte von Metern tief in die Erde ein und hinterlassen als Spur tiefe Krater. Daß solche Ungetümme von mindestens 200 Tonnen die Erde heimsuchen, kommt schätzungsweise alle 150 Jahre einmal vor.

Die Frage, woher diese Meteore kleinsten und größten Umfanges stammen, ist gar nicht leicht zu beantworten. Zunächst ist auffallend, daß außer den das ganze Jahr hindurch zu beobachtenden gelegentlichen Sternschnuppen zwei Perioden im Jahr durch besonders starken Sternschnuppenfall ausgezeichnet sind: das ist der August und der November. Nicht nur zeitlich sind diese Perioden begrenzt, sondern auch örtlich. Für die Periode um den 11. August herum werden die Sternschnuppen im Sternbild des Perseus beobachtet, um den 12. November herum im Sternbild des Löwen.

Diese Regelmäßigkeit läßt annehmen, daß die Erde auf ihrer jährlichen Bahn um die Sonne in diesen Zeiten regelmäßig eine Zone durchkreuzt, in der besonders viel solcher Himmelsstaub herumfliegt. Wahrscheinlich kreisen entsprechend den Planeten noch Wollen von Planetenstaub um die Sonne. Vielleicht aber gibt es auch solche Wollen noch aus der Zeit, da sich der Mond von der Erde löste. Jedenfalls nimmt man bei diesen periodischen Meteorfällen an, daß es sich um Himmelskörper handelt, die aus unserem Sonnensystem stammen.

Neuerdings hat man ein ganz anderes Verfahren angewandt, um die Herkunft der Meteore zu erkennen. Mit sehr komplizierten Meßmethoden haben besonders ausgereiften astronomische Expeditionen versucht, festzustellen, welche Bahnen die Meteore beschreiben. Dazu ist die Registrierung der Geschwindigkeit sowie der Bewegungsrichtung im Verhältnis zur Erde und zur Sonne erforderlich. Aus den er-



Adamson auf Mäusejagd

rechneten Geschwindigkeiten sind drei Typen von Bahnen zu erkennen: sie beschreiben die Bahn einer Ellipse oder einer Hyperbel oder einer Parabel. Eine elliptische Bahn läßt darauf schließen, daß der Meteor auf unserem Sonnensystem gehört, die hyperbolische Bahn dagegen bedeutet, daß es sich um einen Körper aus einem anderen Sternensystem oder mindestens aus einem anderen Sonnensystem handelt. Hier gibt es noch manche wissenschaftlich nicht geklärte Fragen. Bei solchen Sternschnuppen würde es sich dann wirklich um Weltenbummler handeln, die viele Tausende von Jahren unterwegs sein müssen, um auf unsere Erde zu gelangen.
M.Z.P. Dr. E. J.

Beruf und Geld

Redensarten im Volksmund

Von Joan

Schön wärs, wenn der Spengler immer „blechen“ wollte und der Feuerwehmann „brandeln“ täte, der Kuttscher „berappen“ und der Schlosser die Rechnung „abschließen“ würde. Der Schneider sollte ein Loch „stopfen“ und der Zimmermaler „ausputzen“. Der Schuster kann einem etwas „vorjreden“, während der Bildhauer die Summe „abrunden“ könnte. Der Arzt wird wohl in seinem Testament den Erben etwas „verschreiben“ und der Dichter vom Bankdepot einen Betrag „abschreiben“. Der Wasenmeister muß seine Schuld „tilgen“, während der italienische Eisverkäufer mit seinem „eingefrorenen“ Kapital nichts anzufangen weiß. Der Soldat wird den Bechjel „präjentieren“, so wie der Förster den Betrag „erlegen“ wird können. Auch der Jäger reflektiert auf einen Vor„schuß“ und die Gebämmen will von ihrem Guthaben etwas „abheben“. Wenn auch die Bedienerin die Rechnung „bereinigt“, wird der Maurer „ausgleichen“ und der Wanderzirkusdirektor einen Schein „ausstellen“. Dabei wird auch der Dompsteeur etwas „springen“ lassen und wenn auch der Seiler „über die

Schnur haut“ und der Tapezierer den Kredit „überzieht“ wird sich immer wieder der Oberkellner „verrechnen“.

Schach ins Volk

Von L. H. Jokisch.

Schwarz: Ke7, Lb2, h1, Sc4, Ba3, g5, (6)



Weiß: Ke7, Df8, Sd5, d7, Bc2, c3, (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 354: Dd2-b6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinneber Emil, Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Jarschel Rudolf u. Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Berger Josef, Klein-Augezd; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Serbitz; Bretschneider Otto, Drakowa; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Triltsch Gustav, Wisterschan. — Nachtrag zu Nr. 333: Tepper Franz, Karlsbad.

Berichtigung.

Zu Nr. 363 wurde als Lösungszug Be5-e6 angegeben; dieser Zug scheitert an schw. Tf1-g1! Der richtige Lösungszug ist Tg4-g7!

K. — Nichtveröffentlichung geschah nur versehenlich; nichts für ungut.

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,
Sie wird von außen nicht erkröbt,
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen
Im eignen Busen dich belebt.
Willst du den Kampf, den großen, wagen,
So setz zuerst dich selber ein!
Wer fremde Fesseln will zerbrechen,
Darf nicht sein eigner Sklave sein.

Robert Brnk.

PARTIE Nr. 135.

Gespielt in der 3. Runde Ungarn gegen DTJ.
3. Brett.

Weiß: Takacz István, Ungarn.

Schwarz: Bohumlil Touš, DTJ.

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 1. | e2-e4 | e7-e5 |
| 2. | Lf1-c4 | Sg2-f6 |
| 3. | d2-d3 | d7-d5! |
| 4. | e4xd5 | Sf8xd5 |
| 5. | Sg1-c2 | Lf8-c5 |
| 6. | h2-h3 | 0-0 |
| 7. | 0-0 | Sb8-c6 |
| 8. | Lc4xd5 | Dd8xd5 |
| 9. | Sb1-c3 | Dd5-d8 |
| 10. | Lc1-e3 | Sc6-d4 |
| 11. | Lc3xd4 | e5xd4 |

Bis jetzt hat die Partie nichts Außergewöhnliches gezeigt, doch jetzt beginnt sie interessant zu werden. Weiß tauscht die Läufer gegen die Springer ab. Das bedeutet, daß er, nachdem er seinem Partner das Läuferpaar überläßt, nach unserem Wertungssystem der Figuren (D=8B, T=5B, L=3B, K=3B, S=2½B) faktisch mit einem Bauer weniger in Nachteile kommen mußte. Die Läufer sind im Endspiel stärker. Es gibt nur wenige Beispiele, wo das Gegenteil eintritt.

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 12. | Sc3-e4 | Lc5-e7 |
| 13. | f2-f4 | f7-f5 |
| 14. | Se4-g3 | b7-b6 |
| 15. | Kg1-h2 | Lc8-b7 |
| 16. | Se2-g1 | e7-g5! |
| 17. | f4xg5 | Lc7-d6 |
| 18. | Dd1-h5 | Ld6xg3+ |
| 19. | Kf2xg3 | Dd8xd6+ |
| 20. | Tf1-f4 | Ta8-e8 |
| 21. | Ta1-f1 | Te8-e3+ |
| 22. | Kg3-h2 | Te8-e1 |
| 23. | Tf1-f2 | --- |

Geht dem Turmbaus aus dem Wege. Des Weißen Hoffnung ist die Besetzung der f-Linie, sowie sein Mehrbauer auf g5.

- | | | |
|-----|---------|---------|
| 23. | --- | Tf8-e8 |
| 24. | Dh5-h6? | Te8-e6! |
| 25. | Dh6-h4 | Tel-b1 |
| 26. | b2-b3 | Te6-e1 |
| 27. | Sg1-f3 | Lb7xh3 |
| 28. | Tf2xg3 | Dd8-e5! |
| 29. | Dh4-h6! | --- |

Angriff wie Verteidigung ist meisterhaft. Schwarz steht besser, doch ist es schwer, den richtigen Gewinnweg zu finden.

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 29. | --- | Tel-h1+ |
| 30. | Kh3-g3 | Tb1-f1 |
| 31. | Kg3-h4 | De6-e1+ |

Schwer ist es, einen Zug zu tadeln, wenn man keinen besseren angeben kann.

- | | | |
|-----|--------|--|
| 32. | Kh4-h5 | Tf1xg3 |
| 33. | Tf4xg3 | Del-e2 |
| 34. | Kh5-h4 | E5 drohte |
| 35. | Kh4-h5 | Txh3+ g x h DXT+ nebst matt, |
| 34. | --- | De2-e1+ |
| 35. | Kh4-h5 | e2-g3 verbietet sich wegen T x h3 K x T Dh1. |
| 35. | --- | Del-e2? |

Mit De8+ Kh4 Del+ Kh5 (Tg3? f5!) konnte Schwarz leicht remisieren, doch er hofft noch Gewinn.

38. Dh6-c6!!! De2xg2? So glänzend der weiße Zug war, der all die vorher angegebenen Varianten verhindert, so tadelnswert ist der schwarze Genegenz, der sofort die Partie verliert. Er hoffte wahrscheinlich auf Dg4+ oder Txh3+. Beides aber deckt sich Weiß mit dem höchst einfachen aber schönen Zug mit Dg3-c6!+ Kg8-e7

- | | | |
|-----|---------|---|
| 37. | De6-e1+ | Kg8-e7 |
| 38. | De6-d7+ | Kg7-g8 |
| 39. | Dd7xh5 | worauf Schwarz wegen undeckbarem Matt aufgab. |

Ein wunderbares Endspiel, von beiden Seiten schön gespielt. Die Besetzung der 2. Reihe mit der Türmen ist in dieser Partie sonderbarerweise nicht zur Geltung gekommen. Allerdings hatte der König diese Linie bereits überschritten.

Anmerkungen von J. Sch., Komotau.

Leset und verbreitet die
ARBEITERPRESSE!